

condemn it for causing sleeplessness, sexual impotence, poor nutrition due to loss of appetite, and loss of money better spent on food, clothing, and education. Countries declaring khat illegal neither ban tobacco nor alcohol, which are worse drains on the budgets of the impoverished and which, in the case of alcohol, often lead to violence. With recent global migration khat is now consumed, legally or illegally, in Africa, Europe, Australia, New Zealand, and North America, mainly by Somalis and Near Eastern refugees. Today it is illegal in Tanzania, Sweden, Norway, Switzerland, Germany, Canada, Australia, New Zealand, and the United States. It is legal in Somalia, Ethiopia, Yemen, Kenya, and Great Britain. It is an important part of the agricultural economy of Kenya and Ethiopia where it is grown. Khat production and trade constitute an especially interesting topic of study in that its legality and moral status complicate its widespread distribution. Furthermore, since khat spoils quickly, its successful distribution depends on expensive, quick transport by land and air.

Carrier began his study working with Meru people in the Kenya highlands, the major khat producers in East Africa. While Meru are today involved in the international khat trade, mainly working through Somalis and Arab merchants, they have a long local tradition of khat as a crop integrated into local ceremonies and daily custom. Today production of khat is far more profitable than the production of coffee, tea, or food crops. It is far too important to be declared illegal in Kenya where it is produced and fairly popular. The author provides little detailed information on how the trade works in areas where it is illegal but notes that khat continues to find its way to East African immigrants in North America, Australia, New Zealand, and elsewhere. Both the legal and illegal trades work through African and Near Eastern kin and ethnic networks of trust and credit. The author examines these in detail for the legal trade in Kenya and to a lesser extent in Great Britain.

Cultural views about khat are complex even where it is traditional and legal. It is a messy product, its consumption involving masses of slimy, chewed leaves, much spitting and coughing, and discoloured mouths and teeth. Some local women condemn it as eroding marital relations on account of causing impotence and leading men to spend too much time sitting around with one another "doing nothing" and not working. Some elder Africans value khat as exemplifying their African and ethnic tradition and male bonding. Some younger Africans see khat as a means of expressing modern nonconformity, especially since it was not traditionally chewed by young people who today both trade and consume it. In contrast, some middle-class, educated Africans condemn khat as backward and barbaric. Local African views about khat are divided, even among Christians and Muslims and among those with medical knowledge. Certainly nearly everyone considers khat less baneful than alcohol. Carrier provides rich reportage on such varied and contradictory views though he nowhere integrates such findings into any coherent picture. I do not suggest that there may be any prevailing evaluation

of khat, but in general the author appears far more adept at reporting diverse data than in relating materials to any broader concepts or theories about social organization, cultural beliefs and values, or changing views regarding gender, age, and suitable expenditures of time and money. Yet the controversy surrounding khat makes it a useful arena for considering these contested issues.

Carrier's book provides more detailed and extensive information about khat production and consumption than any other available publication. The book is clearly written and cast in a modest and appealing manner. Carrier wisely avoids taking any strong position regarding the pros or cons of khat though he clearly enjoyed khat chewing and does not view it as an especially dangerous substance meriting its illegal status in some countries. There is certainly little medical or social evidence provided in this long study that would convince a reader to advocate the banning of khat.

This book belongs in every library where there is a program in East African studies. I found this book a valuable source of information. Unfortunately, not even the many coloured illustrations in it would justify its very high price so I doubt that many readers are going to purchase a personal copy. Still they should urge their local academic library to acquire it.

T. O. Beidelman

**Dünnwald, Stephan:** Der pädagogische Griff nach dem Fremden. Zur Haltung lokaler Initiativen gegenüber Flüchtlingen in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation, 2006. 378 pp. ISBN 978-3-88939-822-2. Preis: € 24.90

Die Verabschiedung des Zuwanderungsgesetzes durch den Deutschen Bundestag hat die Migrationspolitik der BRD mit einem neuen rechtlichen Rahmen versehen. Zum ersten Mal ist von der Politik anerkannt worden, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist. Mit dem neuen Gesetz soll die Zuwanderung in geregelte Bahnen gelenkt werden, indem formalisierte Prüfverfahren für die Anliegen der Migranten zur Anwendung kommen, um eine Überprüfung und Bewertung ihrer Integrationsabsichten und -bemühungen zu gewährleisten. Nach der Sicherstellung des rechtlichen Status werden die Zuwanderungsaspiranten in so genannten Integrationskursen mit der deutschen Sprache und den hier geltenden Gepflogenheiten vertraut gemacht. Nach sechs Monaten wird anhand einer Prüfung festgestellt, ob eine Integration erfolgen kann.

Gleichzeitig mit der Verabschiedung des Gesetzes ist die über Jahrzehnte dauernde Aushöhlung des Asylrechts seitens der Politik zunächst zum Stillstand gekommen. Die Harmonisierung der EU-Flüchtlingspolitik, die Aufrüstung der Grenzsicherung an den EU-Aussengrenzen und die Errichtung von Auffanglagern in den EU-Anrainerstaaten hat dazu geführt, dass die Asylzahlen dramatisch zurückgegangen sind. Asylsuchende schaffen es nicht mehr bis Europa und damit auch nicht mehr nach Deutschland.

Damit ist der langjährige Disput zwischen Zivilgesellschaft und Politik über den Umgang mit Zuwande-

ren in eine neue Phase eingetreten, wobei noch offen ist, welche Auswirkungen dies auf die Einstellung der Bevölkerung gegenüber Migranten haben wird.

Der alte, rechtlose Zustand mit seinem Abschreckungspotential hat gesellschaftspolitisch über Jahre hinweg ein Klima entstehen lassen, in dem Migranten das Stigma einer fremden, nur geduldeten Minderheit erhielten, denen leicht kriminelle Machenschaften unterstellt werden konnten. In den neunziger Jahren entlud sich diese Situation immer wieder in pogromartigen Ausschreitungen der heimischen Bevölkerung gegenüber Zuwanderern. Auf lokaler Ebene versuchten Wohlfahrtsverbände, Migrantenvereine, Flüchtlingsorganisationen, die Kirchen und Stadtteilinitiativen hier gegenzusteuern und Strukturen zu schaffen, die Migranten bei ihren Integrationsbemühungen und der Notwendigkeit zur Integration zu unterstützen.

Dieses gesellschaftspolitische Klima ist der Ausgangspunkt für die vorliegende Studie von Dünnwald. Über Jahre hat er in einem Stadtteil Münchens in einer Stadtteilinitiative mitgearbeitet, die sich darum bemühte, die Situation von Flüchtlingen in einem im Stadtteil eingerichteten Lager erträglicher zu gestalten. Wie sich diese Initiative gegenüber den Flüchtlingen, den Stadtteilbewohnern und den zuständigen Verwaltungsebenen organisierte und handelte, bildet den Fokus seiner Studie. Er kann dabei darlegen, inwieweit sich in der Arbeit der Initiative die von den gesellschaftspolitisch geführten Diskursen vorgenommene Strukturierung des migrationspolitischen Feldes durchsetzt und dafür sorgt, dass Flüchtlinge als eine zu betreuende Gruppe wahrgenommen werden, die sich, um integriert werden zu können, an die Vorstellung der Mehrheitsgesellschaft anzupassen haben.

Für die Gründung der Initiative kann indirekt die Regierung Oberbayerns verantwortlich gemacht werden, die sich entschloss, in einem reinen Wohnviertel ein Flüchtlingslager zu errichten. Ein Teil der Stadtviertelbewohner sah sich hierdurch vor das Problem gestellt, wie mit den Bewohnern dieses Lagers umzugehen sei und wie sie in das Leben des Stadtteils integriert werden könnten. Nach anfänglichen Besuchen bei den Lagerbewohnern wurde aus der Initiative heraus das Bedürfnis formuliert, für die Flüchtlinge ein kontinuierliches Angebot aufzubauen, das ihnen bei der Integration in die neue Umgebung helfen sollte. An der Frage eines ausschließlich von der Initiative zu nutzenden Raumes im Lager für ihre Angebote entzündete sich eine wichtige, für das Selbstverständnis der Initiative förderliche Diskussion innerhalb der Gruppe und mit der zuständigen Lagerleitung und Verwaltung. Nachdem der "Kampf um den Raum" erfolgreich zu Ende gebracht wurde und die ersten Angebote wie "Deutsch lernen", "nähen lernen", "Kinder betreuen" kontinuierlich angeboten wurden, stellte sich heraus, dass die Flüchtlinge nur ein begrenztes Interesse an diesen Angeboten hatten. Dünnwald folgert, dass die Initiative zwar erfolgreich war in ihrem Bemühen, sich eine klare Struktur und einen deutlicheren Arbeitsauftrag zu geben, zur Integration der Flüchtlinge beizutragen, gleichzeitig aber die Bedürf-

nisse der Flüchtlinge nach nichtformalisierten, offenen Beziehungen und Kontakten negierte. Integration gerann zur Einbahnstraße. Die Flüchtlinge wandten sich ab, bildeten eigene Netzwerke mit Verwandten oder Landsleuten, die schon außerhalb des Lagers in der Stadt, im Bundesgebiet oder in anderen europäischen Ländern lebten.

Aus dieser Einbahnstraßen-Situation kam die Initiative nicht mehr heraus, weshalb sie ihre Aktivitäten verstärkt darauf richtete, die Lage der Flüchtlinge und ihre Notsituation im Stadtteil bekannter zu machen. Mit der Veranstaltung so genannter "multikultureller" Feste oder Kleidersammelaktionen trat die Initiative als Mittlerin zwischen den Lagerinsassen und den Stadtteilbewohnern auf und gewann beträchtlich an Ansehen und Anerkennung bei den Einheimischen. Gleichzeitig zeigt sich aber, dass diese Aktivitäten dazu beitragen, Nachbarschaft und Flüchtlinge wirkungsvoll voneinander zu separieren. Die Wohltätigkeit der einen nimmt den anderen über ihre Einordnung in die, den Einheimischen bekannte soziale Kategorie des Bedürftigen ihren bedrohlichen und ambivalenten Charakter. Sie werden in das Geflecht sozialer Verantwortung eingebunden, als Bedürftige. Die christliche Nächstenliebe und die bürgerliche Moral verpflichten zur Mildtätigkeit, erwarten im Gegenzug jedoch Dankbarkeit, die sich in Wohlverhalten, d. h. dem Befolgen von Regeln und Normen, zeigt. Die Flüchtlinge bleiben Objekte, die sich anzupassen haben.

Verschärft wird diese Haltung der Initiative gegenüber den Flüchtlingen in dem Augenblick, wo im Lager eine Ungezieferplage (Kakerlaken) auftritt. Die Verwaltung sieht sich aus seuchenhygienischen Gründen gezwungen, die Vernichtung des Ungeziefers anzuordnen. Die Initiative in ihrer Mittlerrolle ist bemüht, die Flüchtlinge von deren Notwendigkeit zu überzeugen, was ihr nur bedingt gelingt. Diejenigen Flüchtlinge, die sich der Aufforderung zur Räumung ihrer Zimmer verweigern, werden unter Mithilfe der Initiative gezwungen, der Anordnung Folge zu leisten. Die Privatsphäre der Lagerbewohner hat gegenüber den übergeordneten hygienischen Erfordernissen keinen Rechtsstatus mehr und kann auch mittels Gewaltanwendung verletzt und aufgehoben werden. Am fehlenden Verständnis der Flüchtlinge für diese Aktion wird für die Initiative erkennbar, dass ihnen die Fähigkeit zu verantwortlichem Handeln fehlt und damit ihr Wille zur Integration fraglich bleibt. Wer keine Einsicht zeigt, der muss dazu gezwungen werden.

Für Dünnwald äußert sich hier eine kulturspezifische Haltung, die schon seit den 1970er Jahren das Verhältnis von Teilen der einheimischen Bevölkerung gegenüber den Zugewanderten bestimmt. Diese Bevölkerungsgruppe ist den Migranten gegenüber zwar grundsätzlich positiv eingestellt, hat aber Schwierigkeiten, die durch die Anwesenheit der Migranten unwirksam gewordenen Regeln und Verhaltensweisen im Miteinander als positive Erfahrungen zu werten. Sie versucht deshalb, die erfahrene Unsicherheit durch Regeln und Vorschriften einzudämmen und die zunächst offenen Beziehungen zu den Flüchtlingen durch strukturierte zu ersetzen. Diesen Prozess erleben die Flüchtlinge als einen verdinglichen, durch den sie zu Objekten degradiert werden und an

denen Handlungen vollzogen werden. Während es den Mitgliedern der Initiative gelingt, sich ihrer Unsicherheiten im Umgang mit den Fremden zu entledigen, indem sie für diese Verantwortung übernehmen und deren Raum mitstrukturieren, wenden sie ein Verhaltensrepertoire an, das über die Integrationsstrategien der 1970er und 1980er Jahre nicht hinauskommt. Migranten haben Defizite und bedürfen der Unterstützung zum Abbau dieser Defizite, wobei es vor allem an ihnen liegt, inwieweit dies gelingt, was wiederum Rückschlüsse zulässt, in welchem Maße sie sich um Integration bemühen. Genau hierin zeigt sich für Dünwald die Präsenz eines pädagogischen Habitus, der aus Mangel an geregelten Akzeptanzmodellen für die gleichberechtigte Anerkennung von Migranten und den ungeklärten Fragen nationaler Identität Integration unter ausschließlicher Betonung des Einzelfalls wahrnehmen kann. Kohärenten allgemeinen Regeln, die ja im Miteinander der deutschen Bevölkerung gelten, wird im Fall der Migranten mit Misstrauen wenn nicht gar Ablehnung begegnet, da nicht beweisbar ist, ob sie wirklich greifen und zur Anwendung kommen.

Mit Hilfe der von Clyde Mitchell in den 1960er Jahren entwickelten Situationsanalyse in Verbindung mit Pierre Bourdieus Habitusbegriff gelingt es Dünwald, die verfahrenere Situation zwischen Migranten und ihnen gegenüber positiv eingestellter einheimischer Bevölkerung zumindest zu durchdringen. Hierdurch wird deutlich wieviel Arbeit letztlich noch zu leisten ist, um eine gelingende Integration, die auf Respekt und Wertschätzung basiert, zu ermöglichen. Roland Drubig

**Ellen, Roy** (ed.): *Ethnobiology and the Science of Humankind*. Oxford: Blackwell Publishing, 2006. 202 pp. ISBN 978-1-4051-4589-7. (*Journal of the Royal Anthropological Institute*, Special Issue, 1) Price: £ 19.99

How to discuss on a mere 200 pages an interdisciplinary area where anthropology gets in touch with botany, ecology, archaeology, linguistics, agronomy, history, medicine, and pharmacology? In his reader about "Ethnobiology and the Science of Humankind," Roy Ellen manages to assemble a series of articles, most of them written by internationally renowned scholars, which comprise an astonishing variety of themes and theories. Obviously, his choice can not be exhaustive, but it still gives us a good insight into what has been done in ethnobiology during the last decades, and what is being done now. The book is more about the theory and aims of ethnobiology than about methods or practical field experience, though some of the contributors draw on their own, often extensive field research for reference. It should certainly encourage further reading.

In his introduction (1–27), the editor attempts to present under seven headings, corresponding to the choice of the following seven articles, "an empirical account of the kinds of theories which ethnobiologists employ" (4).

First, there is the Linnean botanical and zoological system (4–6), indispensable for giving the tangible reference of a scientific definition, "translating" folk names into the international categories of scientific Latin. More-

over, numerous ethnobiologists have been following the Linnean scheme in the organization of their research, or have used it as a paradigm, trying to prove the existence of corresponding classificatory systems in other cultures. This directly leads us to the problematics of language use and knowledge translation (6–8). If we regard language as a classificatory device, we might miss much of its social and cultural implications. Also, one should acknowledge that language has its limits, and that knowledge often is transferred nonlinguistically.

Cognitive anthropology (8–10), beginning in the late 1960s with the works of Berlin et al., or earlier still with the dissertation of Harold Conklin in 1954, has been trying to establish universal rules on how humans perceive, and organize their knowledge of, their natural environment. Whereas this field has been largely discussed, there is much less attention being paid on the social postulates of knowledge distribution and knowledge transmission (10–12). Medical ethnobiology is one of the most prominent and also most challenging domains of ethnobiology (12–14). Although numerous monographs on ethnomedicine and inventories of medicinal plants have been written all over the world, the editor states that medical anthropologists often neglect the importance of thorough ethnobotanical fieldwork, while natural scientists working on folk remedies do not pay the necessary attention to the ethnographic context. Here, ethnobiology, as an interdisciplinary subject, should certainly be building "intellectual bridges" (13).

Even more challenging, perhaps, is the partaking of ethnobiology in applied anthropology (14–15). Here lies a real opportunity for "bottom-up" instead of the usual "top-down" development projects and a possible response to the urgent ecological problems of our time. The biocultural synthesis and the concept of co-evolution (15–18) is an approach to demonstrate how culture and biology, man and his environment influence each other and which are the links that connect ecological and cultural history. Emphasizing the centrality of ethnobiology to anthropology (18–20), the editor expresses his conviction that ethnobiology may lead anthropology on its way to "concern itself once again with the 'big' issues: with the relationship between naturalism and humanism, with the renegotiation of relations between biology, social life, and culture" (18–19).

In the opening article, "The First Congress of Ethnozoological Nomenclature" (29–54), Brent Berlin takes a close look on how people might decide on the names they give to animals. If those names are neither descriptive, nor referring to the use of the animals or imitating their calls, are they given in an arbitrary way? Berlin attempts to prove, by comparing examples from various American languages, as well as experiments he conducted with two different groups of students, that the principle governing here is phonaesthesia, that certain sounds, consonants or vowels, be cross-culturally associated with distinctive properties. While highly theoretic, this article still offers good reading due to perceptive examples and a clear writing style.

The following contributor, Steven Mithen, makes it